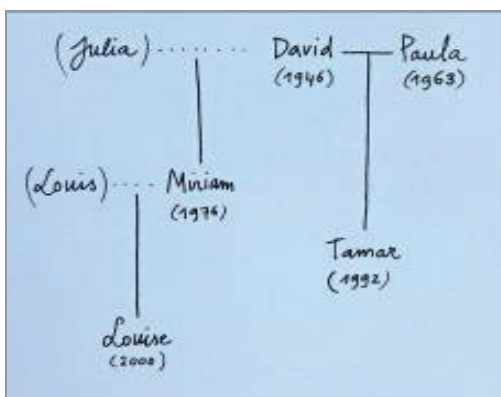


Als David seine Stimme verlor – und der Arzt keine Worte fand

Jan Gramm, Institut für Palliativpsychologie, Frankfurt a.M.

Das Buch „Als David seine Stimme verlor“ erzählt von einem Mann, der mit Mitte 60 an Kehlkopfkrebs erkrankt. Und von seiner Familie, die versucht, mit der Situation irgendwie umzugehen. Es erzählt von Krankenhausaufenthalten, Arztgesprächen, Begegnungen, Konflikten, dem letzten Urlaub, dem letzten Kuss – und der letzten Spritze, die den Tod herbeiführt.

„Als David seine Stimme verlor“ ist ein Buch, das mit wenig Text auskommt. Das mag daran liegen, dass es eine Grafik-Novelle ist und daher der Schwerpunkt auf den Bildern liegt. Außerdem geht es in dem Buch ja ums Sterben – und das ist ein Thema, das nicht unbedingt zur Beredtsamkeit einlädt. Es liegt aber auch daran, dass die Protagonisten recht schweigsam sind.



Seine etwa zwanzig Jahre jüngere Frau **Paula** möchte gerne reden. Sie leidet an der Sprachlosigkeit in der Familie, ist aber selbst in sich gefangen. Der Tod ist zu groß, um ihn fassen zu können. Und der Versuch sich ihm rational anzunähern scheitert: Auf den Röntgenbildern leuchten ihr nur die todbringenden Metastasen entgegen, aber keine Antworten auf ihre bohrenden Fragen.



Die erwachsene Tochter **Miriam** aus erster Ehe hat eben ein Kind geboren, Louise, Davids erstes Enkelkind. Als alleinerziehende Mutter ist sie sehr eingebunden. Außerdem ist sie ihrem Vater ähnlich und macht die Dinge eher mit sich selbst aus. Und sie ist traumatisiert: Das Bild eines im Krieg sterbenden Kindes lastet auf ihrer Seele (sie arbeitete als Kriegsphotografin). Sie kann nicht anders als zu verdrängen.

Da ist **David**, der an Krebs erkrankt. David ist ein schweigsamer Mann. Erst als er nicht mehr sprechen kann, weil sein Kehlkopf herausoperiert wurde, und er schon nah am Tod ist, findet er Worte, die er aufschreibt. So erklärt er seiner Frau Paula seine Liebe: „Und ich sage dir nun, was ich dir jahrelang nicht sagen konnte – ich liebe dich“. Auch seiner kleinen Tochter versichert er, dass er bei ihr bleiben wird.



Tamar, die achtjährige Tochter von David und Paula, braucht nicht viele Worte. Sie weiß intuitiv. Sie weiß, dass ihr Vater bald tot ist – „futschikato“ – auch wenn ihr das niemand sagt. Und sie weiß, dass ihr Vater weiterlebt, in den Worten, die er ihr schreibt und die sie in dem Fläschchen aufbewahrt, in dem seine Seele aufgefangen werden sollte (so hatte sie es mit ihrem Kindergartenfreund geplant).



Ein **guter Mensch aus Finnland**, dem Paula auf einer Geschäftsreise begegnet, braucht auch nicht viele Worte: Er spendet Trost, indem er Nähe zulässt, aus dem Herzen heraus handelt, einfach da ist. Wie gut, dass es ihn gibt!



Und dann gibt es noch den **Arzt Georg**, ein Freund von David. Schade, dass auch er keine Worte hat. Außer medizinischen Fachbegriffen: Diagnosen und Behandlungsschemata. Schade, dass er David falsche Versprechungen macht („Wir bringen dich da durch“). Schade, dass er seinen Blick nur auf die Krankheit und deren Behandlung lenkt und nicht auf das, was David bewegt („Was wird aus Tamar?“).



Schade, dass es niemanden gibt, der mal mit der ganzen Familie spricht. Niemanden, der die Familie zum miteinander Sprechen befähigt. Paula und David hätten so manche Entscheidung gemeinsam treffen können, hätten vielleicht besser voneinander Abschied nehmen können, wenn jemand geholfen hätte die richtigen Worte zu finden. David hätte vielleicht zuhause sterben können. Jedenfalls wären nicht alle einfach zu Marionetten des Schicksals geworden, wären dem Geschehen nicht einfach passiv ausgeliefert gewesen. Sondern hätten diese Zeit aktiv miteinander gestalten können. Sie wären dann zu Akteuren des Geschehens geworden und hätten am Ende sagen können, dass sie miteinander ihr Schicksal getragen haben.

Der Arzt ist der einzige, der stumm bleibt, obwohl er hätte reden können, ja: müssen. Was gibt ihm das Recht Entscheidungen zu treffen, die eigentlich allein der Patient und seine Familie entscheiden können? Etwa, ob und welche Behandlung durchgeführt werden soll, wie und wo David sterben will. Warum gibt er die Verantwortung nicht an die Familie ab? Das wäre seine Pflicht gewesen. Dort hätte sie hingehört.

Und warum übernimmt er am Ende die Verantwortung für etwas, was er anscheinend eigentlich gar nicht tun will? Warum gibt er die todbringende Spritze, reagiert auf den Wunsch des Patienten („An Georg. Ich will gehen.“) nicht mit einem Gespräch, sondern mit einer Aktion?

Wie anders wäre die Geschichte wohl verlaufen, wenn er David wirklich zugehört hätte: Wenn er gleich am Anfang den Sorgen Davids um seine Tochter Tamar Raum gegeben hätte. Hätte er von Anfang an Worte gehabt, die den Tod nicht scheuen, die David und seine Familie befähigt hätten sich mit ihrem Schicksal auseinanderzusetzen, hätte er vielleicht am Ende nicht selbst dem Schicksal nachhelfen müssen.

Stellen wir uns doch einmal vor, wie die Geschichte weitergeht: Wenn am nächsten Morgen Miriam, die erwachsene Tochter, oder Paula, die Ehefrau, ins Zimmer kommen und David tot vorfinden. Wird Georg, der Arzt, ihnen von Davids Sterbewunsch erzählen und dass er diesem nachgekommen ist? Werden sie bedauern, dass sie nicht beim Sterben dabei

waren? Würden sie erleichtert sein, dass Georg „nachgeholfen“ hat? Haben sie das Gefühl, dass alles gut so ist? Oder haben sie das Gefühl, dass ihnen etwas genommen wurde?

Aus palliativer Sicht hätte David womöglich einfach „nur“ Beistand gebraucht, Begleitung bei den letzten Schritten. Ein Palliativbegleiter (sei es ein Arzt, eine Pflegekraft, ein Psychologe, Sozialarbeiter oder ein Ehrenamtlicher) hätte Davids Worte nicht primär als Handlungsaufforderung gehört, sondern in erster Linie als Mitteilung. Er hätte Mitgefühl gezeigt und auf einfühlsame Weise David angeboten – ihm vielleicht sogar nahe gelegt – die Familie dazuzuholen. Dann hätte David die Menschen um sich gehabt, die ihm am Herzen lagen. Hätte er mehr oder länger leiden müssen, wenn er ein paar Tage später im Beisein der Familie eines natürlichen Todes gestorben wäre? Ein Palliativbegleiter wäre auf dieselbe Weise da gewesen wie der „gute Mensch“ aus Finnland, nämlich mit dem Herzen und dem Mut für echte Begegnung.

Und dann hätte das Schlussbild vielleicht nicht einen nachdenklich dreinblickenden, einsamen Arzt, sondern eine Familie am Sterbebett gezeigt. Es wäre vielleicht ein wenig bunter gewesen und nicht so düster. Nicht, um das Sterben weichzuzeichnen. Sondern, weil es bessere Antworten auf das Leid gibt als das Abkürzen des Sterbens: Begegnung, Kontakt, Gemeinschaft. Und dann wären vielleicht nicht alle in ihrer Einsamkeit und Isolation stecken geblieben – auch nicht Georg, der Arzt.



Übrigens – es gibt da noch eine gute Seele, die nicht nur mit ihren Worten Mut vermittelt, sondern sogar mit „göttlichem Licht“: Gleich nach der Diagnoseeröffnung erscheint David seine Oma. Und auf seinen Einwand, dass er an so etwas doch gar nicht glaube, meint sie gelassen: „Das musst Du auch nicht. Ich mach das schon“. Die Oma und das göttliche Licht kommen später leider nicht mehr vor. Vielleicht hätte David jemanden gebraucht, der ihn an sie erinnert...

„Als David seine Stimme verlor“ ist ein wunderbares Buch. Es berührt, weil die Autorin Judith Vanistendael mit allen Charakteren einfühlsam umgeht. Und es erzählen nicht nur die Bilder und die Worte in den Sprechblasen, sondern auch die Bilderrahmen, die Farben, der Pinselstrich. Es ist ein eher stilles Buch, das einfach die Not einer Familie schildert, wenn einer aus ihrer Mitte stirbt. Judith Vanistendael gibt uns einen Einblick aus der Sicht eines stillen Beobachters. Es ist deshalb auch ein stilles Buch.

Wer in der Palliativversorgung arbeitet oder sie schon einmal erlebt hat, erfährt zwischen den Zeilen bzw. Bildern viel über die Qualität palliativer Arbeit: Die tragende Kraft, die entstehen kann, wenn die Behandler und Begleiter den Tod nicht ausklammern, sondern sich dessen bewusst sind – und auch darüber reden. Im Buch kommt die Palliativversorgung nicht vor. Und so ist viel Sprachlosigkeit, Einsamkeit und Not zu spüren. Der „palliative Geist“ tritt nur wenige Male auf – und das sind die Stellen im Buch, die am meisten berühren.



Judith Vanistendael
Als David seine Stimme verlor
Reprodukt, 280 Seiten, farbig, 17 x 24 cm, Hardcover

Aus dem Niederländischen von Ruth Notowicz
Handlettering von Judith Vanistendael

ISBN 978-3-943143-95-9

EUR 34,00